

Unbewohnbar

Wir wohnten in diesem wunderschönen, alten Bahnhofsgebäude, das der Bahnhofsvorstand verschmähte, weil alles etwas schäbig war und weit entfernt von der kühlen Modernität der Achtzigerjahre. Die Türen schlossen schlecht, die Böden knarrten, die Heizung funktionierte hin und wieder nicht, und in der Küche gab es keinen Geschirrspüler. Das Haus wackelte jedes Mal ein wenig, wenn ein Schnellzug vorbeifuhr, und am Anfang dachte ich noch, es werde zusammenkrachen. Dafür hatten wir stets Platz für Besuch, konnten mit anderen Kindern im Korridor heruntollen und der Kühlschrank war so hoch, dass wir selbst dann nicht zu den Münzen kamen, die oben drauf lagen, wenn wir uns auf einen Stuhl stellten. Der surrende Kasten war immer voll und das Haus meist auch. Da waren Freunde unserer Eltern, die in der Küche am grossen Tisch sassen und bei Kaffee den Raum vollqualmten. Damals waren Zigaretten noch bezahlbar, auch für die, die nichts besassen. Und da waren wir Kinder, die auf dem Tisch malten oder bastelten. Hin und wieder leerte ein Glas mit Sirup aus oder eines mit Wasserfarbe und einem Pinsel drin.

In eben jener Küche sassen wir auch, zu viert damals noch, meine Mutter, ihr Freund, meine kleine Schwester und ich, als das Geld so knapp war, dass wir die Sparschweine leeren mussten, in denen die Kleine und ich unsere Ersparnisse horteten. Danach gab es zwei Tage Griessbrei mit Apfelmus zum Mittagessen und weder Fleisch noch Käse beim Abendbrot. In dieser Zeit brachte eine Freundin meiner Mutter ein paar Liter Milch und drei Schachteln Camel-Zigaretten vorbei, denn sie wollte nicht auf ihren Kaffeeklatsch bei uns verzichten. Dann muss wohl Zahltag gekommen sein und das Leben ging weiter wie üblich.

Bald sassen fünfzehn Männer in unserer Küche, alle hungrig und Bauarbeiter, die mit meinem Stiefvater in der Nähe arbeiteten. Meine Mutter liebte es schon damals für viele Leute zu kochen, und konnte sich so ein Taschengeld verdienen, denn eine Arbeit hatte sie nicht.

Es war fast immer laut und lebhaft bei uns, auch damals, als eine Freundin meiner Mutter spätabends eine Tasse Kaffee an die Wand warf um ihrem Ärger über das Sozialamt Luft zu machen. Kurze Zeit darauf täferte mein Stiefvater die Küchenwand, und es flogen keine Tassen mehr soweit ich mich erinnern kann.

Später einmal sass eine andere Freundin meiner Mutter mit uns Kindern am Tisch; wir waren derer sicherlich vier oder fünf an dem Tag, während meine Mutter daneben sass und still rauchte. Im Backofen lag ein schwerer Kuchen für ihren Freund. Wir versuchten alle, es mit Humor zu nehmen, dass der gute Stiefvater gerade im Gefängnis sass wegen militärischer Dienstverweigerung – und so hatte sie eine Nagelfeile in den Kuchen mit eingebacken, während wir die schönsten Bilder zeichneten, von Affen, Elefanten und Nashörnern, damit er damit seine Gefängniswände tapezieren konnte. Die Freundin meiner Mutter beschriftete eine Banane. “Für den Wärter”, stand da in verschnörkelter Schrift. Ich packte meine zwei Lucky Luke-Hefte ins Paket mit ein und die Kleine opferte einen ihrer Lieblings-Gummischlumpfe. Wir lachten, aber vor allem die Wochenenden ohne ihn waren trist und langweilig.

Als er wieder da war, schenkte mein Stiefvater meiner Mutter zum Geburtstag ein Brezeleisen und im Jahr darauf einen Raclette-Ofen; Dinge, die sie sich niemals hätte leisten können. Ich erinnere mich, dass wir daraufhin jeden Winter Brezeln und Raclette assen, als wären wir ein König, eine Königin und zwei kleine Prinzessinnen.

In einem Jahr rutschte die Kleine auf der Sitzbank aus, und biss sich fast die Zunge ab. Sie hat bis heute einen Riss in der Zunge und zeigt allen stolz wie sie sie deshalb in ihrem Mund einfach umdrehen kann, sodass die Seite der Zunge, die normalerweise den Gaumen berührt über ihre unteren Zähne gleiten kann und umgekehrt.

Am 6. Dezember kam immer der Samichlous, und er war der einzige echte Samichlous im ganzen Land, denn sein weisser Bart war echt und der Bischofsstock und der Esel vor der Türe auch. Es war Mutters Geburtstag und wir waren immer mindestens zehn Kinder, die sich vor einer Rute fürchteten und dann zum Glück doch nur Strafpredigten aus dem schwarzen Buch erhielten. Dann kam das goldene Buch auf den Esstisch und der Samichlous lobte uns und gab jedem Kind einen Sack Süssigkeiten und Nüsse. In dem Jahr, in dem ich gross genug wurde, um auf den Kühlschrank zu klettern und auch schon ein wenig lesen konnte, fand ich am Samichlouse-Morgen ein goldenes und ein schwarzes Buch undklärte sogleich die Kleine und ihre Sandkastenfreunde um mich herum auf. Der Samichlous war eine Lüge und ich war schwer enttäuscht von meinen Eltern. Mutter und ihr Freund erklärten uns am gleichen Tag am Tisch den Osterhasen und die Geschichten vom lieben Gott. Ich weiss noch, dass ich dachte: “Ich hab ja immer gewusst, dass da was krumm war.”

Ich wurde noch grösser, und die Kleine verlor langsam ihren Babyspeck und die Eltern hatten längst das Rauchen aufgegeben, als wir an einem Sonntagmorgen nach dem Frühstück am Tisch sassen. Der Urgrossvater in Thun war gestorben, und wir waren seither oft in seiner Wohnung am Renovieren, denn Mutter hatte sein Haus geerbt und ihr Freund eine neue Arbeit dort in der Nähe. Wir würden umziehen, weg vom alten Bahnhof, in dem der Bahnhofvorstand nicht leben wollte, weil er die Wohnung für "unbewohnbar" erklärt hatte. Ausserdem lernte ich Worte wie Denkmalschutz und Isolationsmaterial. Gerüchte gingen um über die Restauration des Bahnhofs.

Wir durften den Tisch nicht verlassen, denn langsam mussten wir Tischmanieren lernen, und die Grossmutter war zu Besuch. Die Kleine wollte spielen gehen und ich mein Buch an den Tisch holen, doch die Küchentüre war geschlossen, und es war deutlich, dass wir sitzen bleiben mussten. Als die Grossmutter ihren Tee zu trinken begann, sah ich ein seltsames Lächeln im Gesicht meiner Mutter, eines, das ich noch nie an ihr gesehen hatte. Als sie schliesslich sagte, dass wir ja am neuen Ort ein neues Leben anfangen würden, ahnte ich noch mehr Neuigkeiten. Doch dann lächelte sie wieder und sah ihren Freund an, dann ihre Mutter, dann die Kleine und mich. Ich hielt mich am Holztisch fest und rutschte auf der Bank herum, als sie sagte, dass wir noch ein kleines Geschwisterchen bekommen. "Dann bist du nicht mehr die Kleine, sondern die Mittlere", sagte ich zur Kleinen und grinste sie an. "O ein Brüetschli?" fragte sie mit grossen Augen und steckte sich zwei Brezeln in den Mund.

Die Kleinste und Jüngste von uns dreien kam im alten Bahnhof bei einer Hausgeburt gesund und mit einer Glückshaube zur Welt. Zwei Wochen später zogen wir aus dem Bahnhof aus, der heute wirklich unter Denkmalschutz steht und komplett saniert worden ist und fingen ein neues Leben an. Die Schnellzüge fahren jetzt auf einer anderen Strecke und wahrscheinlich gibt es gar keinen Bahnhofvorstand mehr, der dieses wunderschöne, alte Haus verschmähen könnte.